

Berggeist.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 5.

Oravicza, den 3. März 1895.

1. Jahrgang.

In der heutigen Nummer beginnt die Erzählung

Die Dorfprinzessin

und ist das jetzt die beste Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement. Wir bitten

daher unsere seitherigen treuen Leser freundlichst, bei Nachbarn, Freunden und Bekannten für den „Familienfreund“, die billigste aller existierenden, illustrierten Romanzeitungen ein Wort der Empfehlung zu sagen, und so zu dessen verdienter Weiterverbreitung beitragen zu wollen, wofür wir gewiß herzlich dankbar sein werden.

Der Verlag.

Natalie.

Roman v. B. Coron.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

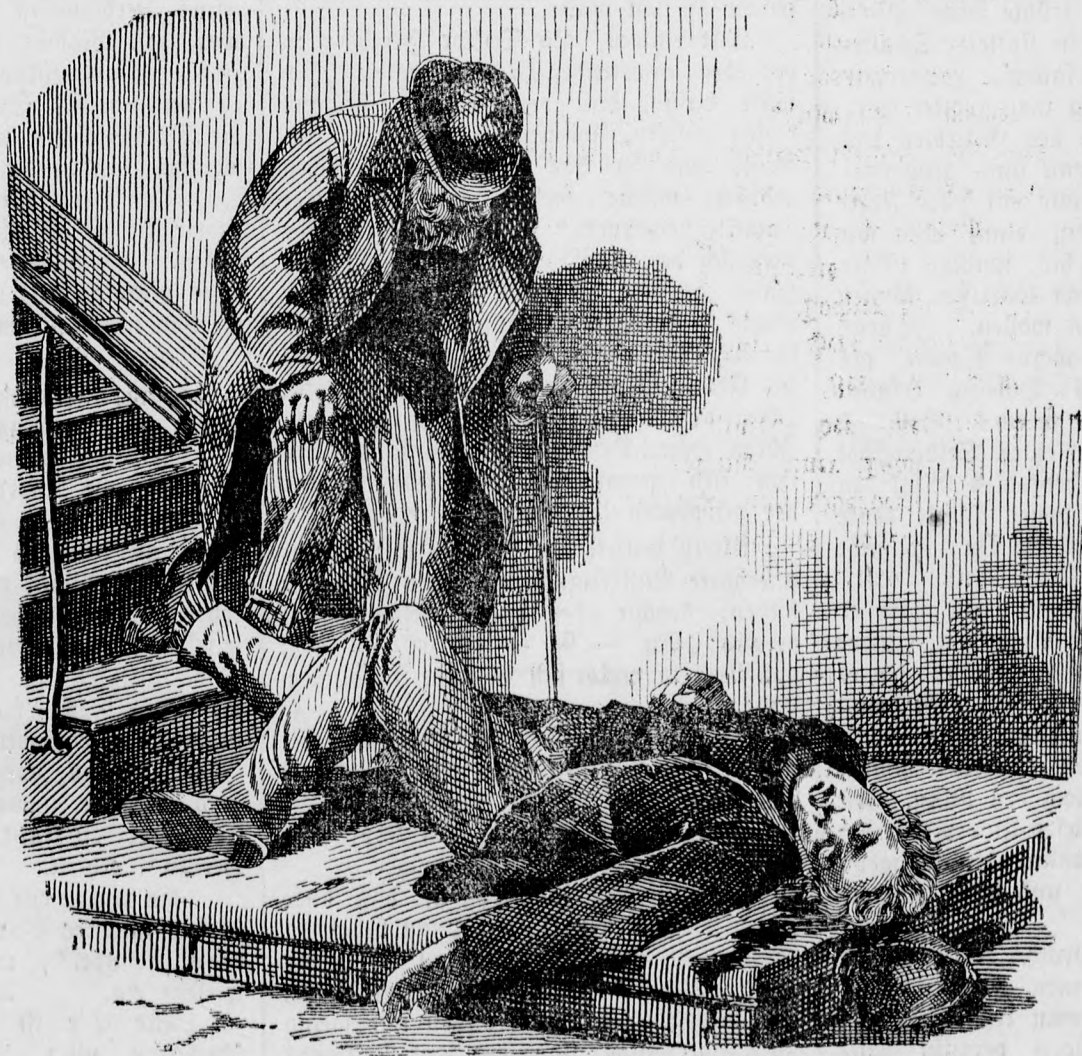
hatte sie ihn früher durch die blendenden Funken ihres Geistes, durch die Leidenschaftlichkeit, welche aus den dunklen Augen sprach, durch den ganzen Reiz ihrer Erscheinung gefesselt, so woz jetzt dieses echt

weibliche, selbstvergessene Walten einen neuen, unsagbar süßen Zauber um sie. Bernau bereute sehr, sich schon so frühzeitig gebunden zu haben und fand es hart, nun eine Uebereilung mit dem Glücke seines ganzen Lebens bezahlen zu

müssen. Dennoch war er ehrlich bemüht, Anna diese plötzliche Umwandlung seiner Gefühle zu verbergen, allein die Liebe macht scharfsehend.

Das anmuthige Mädchen, dessen Heiterkeit nicht leicht zu trüben war, fing

waren früher inniger und traulicher gewesen; jetzt erwähnte er nur selten die bevorstehende Vereinigung, für welche sie sonst gemeinschaftliche Pläne gemacht hatten. Ein brennender Ehrgeiz schien sich seiner bemächtigt zu haben.



Natalie. Er blieb regungslos liegen und das Blut begann, aus einer tiefen Wunde quellend, sein weißes Haar zu färben.

an, die Nähe des Unheils zu ahnen; obgleich sie ihrem Verlobten vertraute und sich jeder misstrauischen Regung geschämt haben würde, konnte sie sich doch zuweilen einer stillen Bangigkeit nicht erwehren. Ihre Gespräche mit Rudolf

lügt!“ Der elektrische Strom von Herzen zu Herzen war unterbrochen.

Dazu kam, daß Anna nicht kälter aber zurückhaltender wurde. Ihr jungfräulicher Stolz begann zu erwachen und schloß ihr oft die Lippen. Dann

Er vertiefte sich zuweilen mit fieberhaftem Eifer in eine Besprechung rechtswissenschaftlicher Fragen, und entrollte das Zukunftsprogramm seiner Thätigkeit, ohne darauf zu achten, daß Anna befangen und einsilbig neben ihm saß. Sie vermochte ihm nicht auf diesem Felde zu folgen, und gedachte mit immer wachsender Traurigkeit der vergangenen Tage, wo Alles so ganz anders war. Bemerkte er dann ihr Verstummen und den Ausdruck schmerzlichen Staunens in den freundlichen blauen Augen, so beeilte er sich, einen innigeren Ton anzuschlagen; aber sie fühlte doch das Gezwungene heraus, und während er warme zärtliche Worte zu ihr sprach, rief eine Stimme in seinem Innern: „Du

schieden die Verlobten mit kühler Freundlichkeit, wie zwei Menschen, die das Gesprächsthema erschöpft und sich nichts mehr zu sagen haben. „Sie ist kalt und leidenschaftslos,“ dachte Bernau den Heimweg antretend.

„Sie kann nur lieb haben, aber nicht lieben.“

Hätte er jedoch Gelegenheit gefunden sie zu beobachten, wenn sie sich allein mit der Schwester befand, so würde er anders über seine Braut geurtheilt und erkannt haben, welchen Schatz reicher Empfindungen ihre Seele barg. Gegen ihre Schwester und einzige Vertraute sprach sich Anna offen aus. Ergreifend klang die Klage um das verlorene Glück. In den glühendsten Farben schilderte sie ihre Liebe und das unnennbare Weh, welches ihr jetzt jeder Tag und jede Stunde brachte.

„Wäre es denn nicht besser und würdiger, zurückzutreten?“ fragte Anna träumerisch. „Ich glaube wohl, daß ich eher den Wuth fände, eine rasche Entscheidung herbeizuführen, als das langsame Dahinsterben meiner liebsten, theuersten Hoffnungen zu ertragen. Müßte ich an Hermanns Liebe zweifeln, so gäbe ich ihn frei.“

„Du bist ein Kind, das den Schmerz noch nicht kennen gelernt hat,“ erwiderte Gertrud. „Bis jetzt trübte keine Wolke Deinen Himmel, ist kein finsterner Schatten auf Deinen Weg gefallen. Hindernisse lassen sich besiegen und man spottet ihrer, wenn man der Treue des Geliebten doch sicher sein kann. Wenn uns genommen werden soll, woran wir mit jeder Faser unseres Herzens hängen, dann geben wir es nicht kalt und stolz hin, sondern fühlen erst, daß wir uns nicht losreißen können und auch nicht losreißen wollen. Ist denn das, was wir als höchste Wonne, als Zweck und Ziel des Daseins erkannt haben, keines Kampfes werth? Soll ich mich etwa in mein verletztes Selbstgefühl hüllen, anstatt mein bedrohtes Glück zu vertheidigen? Ueber diesen Punkt denke ich doch zuweilen anders als Du: ich gäbe Rudolf nicht frei!“

„Er ist mir so werth, als wäre er mein Bruder,“ wandte Anna ein, „aber Du weißt wohl, daß er früher etwas flatterhaft gewesen sein soll. Er mag vielleicht schon öfter flüchtiges Aufstammen für ein tieferes Gefühl gehalten haben. Jedoch, ich trage ja noch den Ring, den er mir gegeben hat, dieses Unterpfand der Treue werde ich nur dann ablegen, wenn ich ihn verachten muß, und dazu habe ich jetzt noch kein Recht.“

Während sie so sprach, zeigte Annas jugendliches Gesicht einen Ausdruck der Entschlossenheit, den man früher in den weichen, lieblichen Zügen vermist hatte und der Ihnen etwas Fremdartiges gab. Er wich aber auch gar bald wieder und dann lehnte sie den blonden Kopf an die Brust der vertrauten Schwester und sagte mit unendlich süß und traurig klingender Stimme:

„Wüßte ich, daß sein Glück es verlangt, so würde ich das meine dafür zum Opfer bringen.“

Nach einigen Wochen zeigte sich in Alfelds Zustand eine Wendung zum Besseren. Das Bewußtsein kehrte wieder, freilich nur vorübergehend. Er fing an, seine Umgebung zu erkennen, vermochte sich aber kaum noch verständlich zu machen. Die Sprache war ihm geraubt, so daß er nur mit großer Anstrengung einige Worte stottern konnte, und die rechte Seite seines Körpers vollständig gelähmt. Von Zeit zu Zeit bemühte er sich, mit der rechten Hand große, kaum leserliche Buchstaben zu kriecheln, aber seine Schwäche und Ermattung zwangen ihn sehr bald, diese Versuche aufzugeben. Auch jetzt schien er oft von krankhaften Einbildungen und Wahnvorstellungen gequält zu sein. Zuweilen drückten seine tiefliegenden, fast erloschenen Augen ein wahrhaft grauenvolles Entsetzen aus, und dann bemühte er sich mit schwerer Zunge zu stammeln: „Vol — Vol — Volk — mar!“

Mitunter konnte man auch meinen, er wolle dem Arzte etwas mittheilen, aber die Zeichensprache, auf die er sich hauptsächlich beschränken mußte, wurde wahrscheinlich nicht nach seinem Wunsche geendet, das war an dem Ausdruck zorniger Enttäuschung zu merken, welcher sich auf seinem Gesicht malte.

Nur einmal, als Doktor Herzberg zu der eben anwesenden Rätin sagte: „Ich wäre dafür, daß der Kranke jetzt aus dieser düstern, sonnenlosen Räumen entfernt, und in das freundliche Häuschen gebracht würde, welches Sie mit Ihrer Familie bewohnen,“ schüttelte Alfeld sehr energisch den Kopf, schlug mit der linken Hand auf die Bettdecke, und schien eine Reue so heftiger Erregung zu sein, daß der Arzt sich beeilte, ihn zu beruhigen und zu Frau Olsen gewendet, hinzusetzte; „Wir dürfen natürlich nicht daran denken, Ihren Herrn Bruder eigenmächtig aus den ihm lieb gewordenen Verhältnissen und der gewohnten Umgebung zu reißen.“

Alfeld deutete auf Natalie und machte unerhöhte Anstrengungen, einen Satz zu bilden, brachte aber nur einzelne Silben heraus: „Sie — sie — — soll — —“, das Weitere verlor sich in unverständlichem Lallen.

„Der Herr meint, ich soll nach wie vor allein seine Pflegerin sein,“ erklärte das Mädchen.

Abermals schüttelte er den Kopf und zwar noch ungeduldiger als früher.

„Sie wollen ausdrücken, daß diese junge Dame einer Unterstützung bedarf?“ fragte Doktor Herzberg, sich zu ihm herab beugend. „Dieser Ansicht war ich längst. Die beiden alten Leute können nur wenig Beistand leisten und Fräulein Volkmar's Kräfte müssen sich endlich erschöpfen. Auch die stundenlange Anwesenheit Ihrer Frau Schwester oder Ihrer Nichten genügt nicht. Hier ist unbedingt eine kräftige, zur Wärterin ausgebildete Person nöthig. Ich werde mich nach einer solchen erkundigen.“

Ein verzweiflungsvolles Aufstöhnen entrang sich Alfelds Lippen. Er griff nach

dem stets auf seiner Bettdecke liegenden Notizbuch und zeichnete mit unsäglich Mühe einige schiefstehende, undeutliche Buchstaben darauf. Wenn man dieselben sehr lange und aufmerksam betrachtete, vermochte man endlich das Wort „Nein“ zu entziffern.

Es war unmöglich, die Zeichensprache und das Lallen des alten Mannes zu verstehen, der übrigens bis jetzt nur wenig ganz klare Augenblicke hatte und sich gewöhnlich in einem an Blödsinn grenzenden Zustande befand. War er aber bei sich und vermochte er seine Situation zu übersehen, so versetzte ihn das fruchtlose Bestreben, sich verständlich zu machen, in eine an Raserei grenzende Wuth. Er traute weder seinen Verwandten, noch Natalie, und würde letztere gern dem Arzte gegenüber als Betrügerin und Erbschleicherin bezeichnet haben, um endlich von ihrer Gegenwart befreit zu werden. Auch des Testaments und des verborgenen Briefes erinnerte er sich sehr wohl, doch da war Niemand als Weidner, auf dessen Beistand er hoffen durfte, der bereits Verhaltensmaßregeln erhalten hatte und dem nur das Versteck gezeigt zu werden brauchte. Ein Blick würde dazu genügt haben.

Alfeld versuchte nun öfter den Namen seines Verbündeten zu stammeln. Natalie war mit Robert übereingekommen, eine zweite Zusammenkunft, wenn irgend möglich, zu verhindern. Sie spielte also abermals die Dolmetscherin und sagte zu dem aufmerksam lauschenden Bernhard:

„Der Herr fürchtet, Sie würden den zubringlichen Menschen wieder zu ihm lassen. Er äußerte damals gegen mich, alles Nöthige sei nun besprochen und er wünsche nicht nochmals belästigt zu werden.“

„Keine Sorge!“ erwiderte der Diener. „Hier kommt Niemand ins Haus, der nicht herein gehört. Das ist meine Sache!“

Die beiden alten Leute hatten sich daran gewöhnt, alle Anordnungen des Mädchens zu befolgen, und sie überhaupt als ein, ihnen an Verstand und Urtheilskraft weit überlegenes Wesen zu betrachten. Es kam ihnen niemals in den Sinn, auch nur den leisesten Zweifel in Bezug auf Wahrheitsliebe u. Zuverlässigkeit zu hegen. Sie gehorchten ihr blindlings, froh, selbst jeder Verantwortung enthoben zu sein.

So kam es, daß Weidner, so oft er sich auch einstellte, immer den gleichen Bescheid: „Der Herr ist krank. Er darf nicht gestört werden.“ erhielt.

„Es wurde mir aber in dem Restaurant in der nächsten Straße gesagt, daß er sich besser befindet“, wandte der kurz Abgewiesene ein.

„Für Sie ist er sichtbar. Er will überhaupt nicht, daß Sie vorgelassen werden.“

„Das ist eine Lüge!“ fuhr Weidner heftig auf. „Es liegt ihm sogar sehr viel an meinem Besuche, und er wird es Ihnen eines Tages lohnen, wenn Sie mich verhindern zu ihm zu gelangen. Ich wiederhole, daß es sich um Dinge von größter Wichtigkeit handelt. Ich muß Ihren Herrn unter jeder Bedingung sehen. Lassen Sie mich

zu ihm, oder schreiben Sie es sich selbst zu, wenn einmal etwas geschieht, was Ihnen nicht gefällt."

"Nun immer hübsch kaltblütig geblieben", erwiderte Bernhard, die Achseln zuckend. "Ich weiß, was ich zu thun habe. Vor Ihren Drohungen fürchte ich mich gar nicht. Ich bin in meinem Recht, und wenn Sie sich an mir vergreifen oder gewaltiam hier hereindringen, rufe ich die Polizei zu Hilfe; also gehen Sie Ihrer Wege!"

Die Thür flog zu. Mit einem bösen, heimtückischen Blick sah Weidner zurück und schlenderte dann langsam weiter. Im Begriff, um die Straßenecke zu biegen, besann er sich und trat in eine kleine ihrer einsamen Lage wegen sehr wenig besuchte Konditorei. Dort verlangte er eine Tasse Kaffee und beeilte sich, mit der nicht mehr jugendlichen, aber sehr mittheilsamen Inhaberin des Geschäftes ein Gespräch anzuknüpfen. Im Verlaufe desselben deutete er nach dem finsternen Hause und fragte:

"Wissen Sie nicht, ob Herr Alföld immer noch auf Pfänd'r leih't?"

"Nein, schon seit Jahren nicht mehr, soviel ich weiß", erwiderte Sie. "Jetzt wäre er auch dazu ganz außer Stande, da er schwer krank ist."

"So? Das ist freilich schlimm, besonders wenn man Niemand hat, dem es nahe geht, und der sich um einen bekümmert", bemerkte er, ein Gläschen Cognac in den Kaffee gießend. "So viel ich weiß, war der alte Herr niemals verheiratet."

"Nein; aber an der nothwendigen Aufsicht fehlt es ihm darum doch nicht."

"Ach ja — seine Schwester —"

"Die kommt nur in den Vormittagsstunden abwechselnd mit ihren Töchtern. Ich habe das genau von der Wirthschafterin erfahren, die zuweilen etwas Geträck hier holt. Aber ein Fräulein Volkmar — ihr Vater ist im Untersuchungsgefängniß gestorben, wo er großartiger Unrichtigkeiten wegen saß — Sie haben vielleicht von der Sache gehört? — Nicht?"

"Ja ja — ich glaube mich zu erinnern. Also dieses Fräulein?"

"Die soll treulich für ihn sorgen, fast als ob sie seine Tochter wäre."

"Es muß ein trübseliger Aufenthalt für ein junges Mädchen sein."

"Das weiß Gott! — Das arme Mädchen leht wie im Kloster. Nur jeden Abend um sieben Uhr kommt Sie hier vorüber, mit einem Körbchen am Arm, um ihre Besorgungen zu machen und gelegentlich nach ihrer Mutter zu sehen. Zuweilen tritt sie auch eiligst hier ein und kauft dann eine Kleinigkeit."

"Wer bleibt denn unterdessen bei dem Kranken?"

"Nun, Frau Katharina, die Wirthschafterin. Die geht nur jeden Mittwoch zur Abendandacht in die St. Ulrichskirche. Das ist sie seit ewigen Zeiten so gewöhnt und davon läßt sie nicht ab; aber um acht Uhr ist sie immer wieder zurück und unterdessen sitzt Hubert, oder wie er allgemein genannt wird, der alte Bernhard bei seinem Herrn. Es sind brave, treue Leute, doch

schon sehr bei Jahren, und wenn das Mädchen nicht wäre —"

"Nun, es ist gut, daß die junge Person so pflichtgetreu ist", unterbrach Weidner ihren Redefluß, indem er aufstand und sich verabschiedete.

Er war nun fest entschlossen, am nächsten Mittwoch den Eintritt bei dem alten Bucherer unter allen Umständen zu erzwingen, sobald die beiden Frauen das Haus verlassen haben würden. Es war Montag und deshalb fand er es ärgerlich, nochmals nach S. zurückzukehren, aber der Aufenthalt im Ganchose war zu theuer. Der Bahnhof lag ziemlich entfernt. Ein recht häßliches, hauptsächlich von Arbeitern bewohntes Stadtviertel mußte passiert werden. Hier und da spielten Kinder auf den ausgetretenen, zerbrochenen Stufen, die zu den Thüren der kleinen unfauberen Häuser emporführten. Weidner beschleunigte seine Schritte. Lebhaft darüber nachdenkend, auf welche Weise er sein Vorhaben am besten ins Werk setzen könne, blickte er weder rechts noch links, und schrak förmlich zusammen, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte. Er wandte sich hastig um und sah in das Gesicht eines großen, kräftigen Mann es, mit rothem, struppigen Vollbart und kleinen, blauen, listig blickenden Augen.

"Guten Abend, Paul! wiederholte dieser, ihm auf die Schulter klopfend. "Weißt wohl gar nicht ob Du mich kennen sollst oder nicht? Ich meinerseits freue mich immer, alte Bekannte zu treffen. Du kommst doch mit? Mein Palais liegt am Ende der Gasse."

"Ah — Franz Urban! — Ich will mit dem nächsten Zuge fort. Ein anderes Mal, wenn ich wieder in S. bin!" klang es etwas gedehnt zurück.

"Unsim! So eilig wird es nicht sein. Wenn sich ein paar alte Kameraden finden, giebt es immer allerlei zu erzählen. Wir haben doch schon so manche heitere Stunde miteinander verlebt. Was, Bruderherz? Warum machst Du eigentlich ein so verblüfftes Gesicht, als ob Du Angst hättest, Dich zu kompromittieren, wenn Du mit mir gehst? Nimm mir's nicht übel! Ich bin früher einmal mit der Polizei zusammen gerannt, doch Dir ging es ja ebenfalls nicht besser."

"Was mich anbelangt, so lagen die Dinge denn doch etwas anders. Bei mir handelte es sich einfach um einen Bankrott."

"Und bei mir um eine Gefälligkeit, die ich einem guten Freunde erwies und die irrtümlich als Hehlerei aufgefaßt wurde. Das kam einzig von meiner Gutmüthigkeit. Du hast also Geschäfte hier zu besorgen?"

"Ja."

"Wann kommst Du denn wieder?"

"Nächsten Mittwoch."

"Und wegen eines Tages der dazwischen liegt, willst Du wieder zurück?"

"Mit meiner Kasse ist es ziemlich schlecht bestellt, und wenn ich ein Retourbillet nach S. löse, kostet es mich immer weniger, als der Aufenthalt in dem schlechtesten Gasthause."

"Sehr richtig; aber wozu hat man denn seine Bekannten? Du bleibst bei mir und wir sprechen von der Angelegenheit, die Dich hierher geführt hat."

"Ueber Dinge, die erst erlebigt werden müssen und noch sehlschlagen können, schweige ich lieber."

"Nun, auch recht! Ich bin nicht neugierig, und was man geheim halten will, danach frage ich grundsätzlich nicht. Also mache jetzt keine Umstände! Die Gastfreundschaft eines Kameraden anzunehmen, wirst Du doch nicht zu stolz sein?"

"Meinetwegen denn! Es ist mir auch lieber, gleich hier zu bleiben", erwiderte Weidner.

Urban nahm nun vertraulich seinen Arm.

Ungefähr zehn Minuten später standen die Freunde in einer kleinen, sich durch auffallende Unordnung auszeichnenden Wohnung.

Es steht hier nicht so recht aufgeräumt aus", entschuldigte Urban. "Meine Frau ist seit zwei Jahren todt, und Du begreifst, daß ich Nothwendigeres zu thun habe, als jedes Ding sorgfältig an seinen Platz zu legen. Aber schlecht aufgehoben sollst Du deshalb doch nicht bei mir sein. Mein Sohn Martin ist ein wahres Prachtexemplar von Geschicklichkeit und stink wie ein Affchen! Ich glaube Du wirst Deine Freude an ihm haben." Er öffnete ein Fenster und rief in den Hof hinab: "Martin, komm schnell einmal herauf!"

Gleich darauf trat ein ziemlich stark verwachsener Knabe in die Stube. Seiner Größe nach hätte man ihn für jünger, nach dem Ausdruck seines Gesichtes zu urtheilen jedoch für älter als fünfzehn Jahre halten können. Er schien kränklich und verkümmert, aber aus seinen kleinen wasserblauen Augen sprachen List und Verschlagenheit. Seine Züge sahen scharf und weß aus und hatten wenig Jugendliches. Er glich mehr einem Zwerg, als einem Kinde.

"Lauf, mein Sohn, und hole uns etwas zum Abendbrod", sagte Urban. "Gleich aus der Schänke 'Zum Harlekin'. Es wird aufgeschrieben."

Martin ergriff einen Korb, eilte fort und kehrte bald wieder zurück, worauf er den Tisch deckte, eine Schüssel mit kaltem Aufschnitt und einen Krug schweren dunklen Bieres darauf setzte und sich wieder entfernte.

"Auf das Gelingen Deines Geschäftes!" rief Urban, die Gläser füllend.

"Sage mir erst, was Du jetzt für eines betreibst, entgegnete sein Gast."

"Ich? — Nun ich bin immer noch Buchbinder, halte aber keinen Laden mehr, weil die Miete zu theuer ist. Meine Kunden suchen mich hier auf und weisen mir Arbeit zu. Du hättest das Schild an meiner Thür sehen können. Viel bringt die Sache natürlich nicht ein. Du hast wohl Besseres in Aussicht?"

"Ich kann möglicherweise ein reicher Mann werden", erwiderte Weidner.

"Et — das wäre! Da könntest Du mir einen kleinen Wink geben, wie man das anfangt?"

„Es liegt Alles noch in weitem Felde, ich habe selbst noch keinen festen Plan.“

„Vielleicht könnte ich Dir helfen. Zwei richten mehr aus als Einer.“

„Nein, hier geht's nicht.“

„Na, wie Du willst. So sprechen wir vorläufig von etwas Anderem.“

Noch mehrmals versuchte Urban seinen Gast zu einer vertraulichen Mittheilung zu bewegen, aber vergebens. Weidner machte nur ab und zu Andeutungen, die errathen ließen, daß er große Hoffnungen auf sein Unternehmen setzte. So kam der Mittwoch heran. Kurz vor sieben Uhr verließ Weidner das Haus und versprach, nicht allzu spät zurückzukehren. Es war verabredet, daß er erit am andern Morgen abreisen würde. Kaum war er jedoch auf die Strasse getreten, als Urban sich ebenfalls heimlich aufmachte.

Wie ein Jagdhund, den man auf die Fährte des Wildes bringt, spürte er Weidner nach, wobei ihm sein scharfes Auge treffliche Dienste leistete. Er konnte sehr weit zurück bleiben und dabei doch Alles genau beobachten. Er huschte an den Häusern vorüber und schlüpfte gelegentlich in eine offene Thür.

Der so sorgfältig Ueberwachte ahnte nicht, welcher Spion ihm auf Tritt und Schritt folgte. Er hatte jetzt die U. . . straße erreicht, und seine ganze Aufmerksamkeit galt nunmehr dem Alfeld'schen Hause. Das Geläute der nahen St. Ulrichskirche tönte herüber. Katharina mußte jetzt bereits fort sein und Natalie jedenfalls auch. Die Straße war fast menschenleer.

Weidner schellte und stellte sich dicht an die Thür. Als er hörte, daß der schwere Kiegel zurückgezogen wurde, stieß er dieselbe so heftig auf, daß Bernhard weit in den Hausflur hinein taumelte, und wollte die Treppe hinauf eilen. Doch der Diener folgte ihm, so schnell er es vermochte.

„Halt, halt!“ rief er athemlos hinter dem frechen Einbringlinge keuchend her. „Keinen Schritt weiter! Ich leide es nicht!“ Beide standen jetzt auf dem ersten Treppenauszug. Bernhard klammerte sich mit beiden Händen an den Rock seines Feindes. „Sie sollen nicht zu dem Herrn!“ stotterte er mit vor Unwillen und Entzückung versagender Stimme. „Unterstehen Sie sich nicht, weiter zu gehen!“

„Nur Ruhe!“ gebot der Andere. „Ich bin jünger und stärker als Sie. Sie können mich nicht hindern und ich muß zu ihm! Lassen Sie mich los!“

„Ich rufe nach Hilfe! Ich hole die Polizei!“ stöhnte der Diener, ihn mit dem äußersten Aufgebot seiner schwachen Kraft festhaltend.

„Aus dem Wege, alter Narr!“ knirschte Weidner, ihn heftig zurückstoßend.

Der alte Mann schwankte, griff nach dem Treppengeländer, glitt aber aus und stürzte die Stufen hinab, mit dem Kopfe schwer auf die Steinfliesen niederschlagend. Er blieb regungslos liegen und das Blut begann, aus einer tiefen Wunde quellend, sein weißes Haar zu färben.

Man hätte Weidner ungehindert zu Alfeld gelangen können, aber wie gelähmt vor Schreck stand er da und starrte den Verunglückten an. Das hatte er nicht gemollt. Und wenn ihn jetzt Jemand überraschte, mußte man ihn nicht für einen Einbrecher und Mörder halten? Wie hätte er beweisen sollen, daß er den Greis nicht absichtlich zu Boden schlug? Er würde unbedingt verurtheilt und unter Anklage gestellt worden sein. Man traute ihm ohnedem nichts Gutes zu. — Furcht und Entsetzen schüttelten ihn wie Fieberfrost. Er hatte jetzt keinen andern Gedanken, als sich der drohenden Gefahr zu entziehen. Noch konnte er ungeschädelt entkommen. Statt sich zu dem Wucherer zu begeben, stieg er rasch die Treppe hinab, warf einen scheuen Blick auf den Hingestürzten und eilte aus dem Hause. Die Strasse schien immer noch leer. Da trat plötzlich eine Gestalt auf ihn zu. Weidner suchte zusammen und blieb stehen. Er hörte sich angerufen und mußte sofort, wer der Mann war, der ihn stellte.

Weidner dachte nicht daran, seinen Freund Urban nochmals aufzusuchen. Aber als er verschwunden war, setzte Urban seine Beobachtung fort, um zu sehen, was Weidner in der kurzen Zeit im Alfeld'schen Hause gewollt hatte. Vorsichtig spähte er umher; die U. . . straße war fast beleuchtet, nur an der Ecke bei der Konditorei brannte eine Gaslaterne und vielleicht 50 Schritt von der entgegengesetzten Seite entfernt eine zweite, während aus dem Flur des Alfeld'schen Hauses ein schmaler heller Streifen über das Pflaster fiel. Weidner hatte in der Eile die Thür nicht hinter sich zugeschlagen, so daß das Lampenlicht durch die kaum zollbreite Doffnung schimmerte. Es war aber etwas Seltenes, Auffallendes, das unheimliche Gebäude nicht fest abgeschlossen zu sehen, und überdies hatte Urban bemerkt, daß Weidner sich erst mehrmals mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr, ehe er wie ein Rasender fortstürzte. Was mochte denn der alte abgezottene Gelegenheitsmacher bei dem Wucherer zu thun gehabt haben? Und warum diese Knall- und Fall-Entfernung?

Behutiam schlich Urban hinüber, die drei Stufen empor und zog die Thür vorsichtig etwas weiter auf. Fast hätte er einen Aufschrei gethan. Da lag ja der alte Bernhard am Fuße der Treppe und rührte sich nicht! Plötzlich fiel Urbans Blick auf eine Anzahl zerstreut umherliegender Münzen. Das Portemonnaie war augenscheinlich bei dem Sturze des Dieners aus seiner Tasche gefallen und hatte sich geöffnet. Sofort gewann die Haussucht in Urban die Oberhand. Er raffte schnell das Geld zusammen, zuweilen scheu und ängstlich nach Bernhard spähend. Da mußte es einen harten Kampf geüben haben! Der Alte war schwer hingeschlagen und anscheinend todt. Die Gelegenheit war verlockend. Urban drückte auf die Klinke der ihm zunächst befindlichen Thür. Die Stube war leer. Er zog rasch die unverschlossenen Schubläden auf, den sorg-

fältig geordneten Inhalt durcheinander mählend, fand aber nichts Werthvolles, als eine kleine Sparbüchse und eine altmodische Taschenuhr. Beide Gegenstände steckte er zu sich, und als er plötzlich im Hausflur ein Geräusch zu vernehmen meinte, eilte er erschreckt durch die beiden Zimmer der alten Leute; er gelangte in die Küche. Hinter dem Hau'e floß ein tiefer Bach, das Ufer war schmal und abschüssig so daß man kaum Fuß fassen konnte, aber Urban zauderte keinen Augenblick sich auf diese Weise in Sicherheit zu bringen. Er riß das Fenster auf, schwang sich hinaus und schlich, dicht an die Wand gedrückt, fort, bis die gefährliche Stelle glücklich passiert war. Dann rannte er durch allerlei Gassen, bis er seine Wohnung erreicht hatte.

Lange Zeit wartete Urban auf Weidner, dieser aber kam nicht.

„Dich finde ich schon, alter Sobul! Du entkommst mir nicht und dann wollen wir beide etwas deutlicher miteinander reden!“ murmelte Urban grollend vor sich hin, während er sich in seine Schlafkammer begab.

XIV.

Während sich die so unglücklich endende Szene zwischen Bernhard und Weidner abspielte, weilte Natalie bei ihrer Mutter; aber dieses kurze Beisammensein entbehre der früheren Innigkeit. Die beiden Frauen schienen einander etwas entfremdet. In Frau Mariannes ganzem Wesen drückte sich jetzt eine auffallende Herbheit und Strenge aus. Das machsbleiche, von äpp gem, aber silbergrauem Haar umrahmte Gesicht hatte etwas Unirdisches und die Trauergewänder machten ihre Erscheinung noch düsterer. Sie war nicht zufrieden mit ihren Kindern und machte es ihnen stets zum Vorwurfe, nicht energisch genug in der Pflicht zu sein, die Ehre ihres Vaters wiederherzustellen.

„Du bist ungerecht,“ sagte Natalie, sich erhebend. „Könnte ich unsern unbescholtenen Namen wieder herstellen, ich würde Jahre meines Lebens darum geben.“

„Vielleicht würdest Du es, aber an Deinen treuen Vater denkst Du dabei wenig; für ihn hattest Du niemals warme Worte der Erinnerung, und das kränkt mich in tiefster Seele, denn wie ich ihn einst geliebt habe, so liebe ich ihn heute noch. Euer Kaltfinn verletzt und empört mich. Er, der Alles für Euch hingab, hätte mehr Dankbarkeit und ein herzlicheres Gedanken verdient. Nur Hermann legt zuweilen einen Kranz oder eine Blume auf das theure Grab, doch Ihr beide — Du und Robert — scheint niemals das Bedürfnis zu empfinden, dem Heimgegangenen ein Liebeszeichen zu bringen.“

„Du wirst bitter ohne alle Veranlassung“, erwiderte Natalie mit einem leisen Anfluge von Trost. „Ich und Robert, wir sind gezwungen mit jeder Minute zu geizen. Er kann seine Studien nur vollenden, weil Doktor Neumann ihm das hierzu erforderliche Geld vorstreckt und muß daher mit äislosem Eifer arbeiten, und ich bin, wie Du weißt,

gänzlich außer Stande, über meine Zeit zu verfügen.“

„Wenn das Herz es verlangt, findet man immer einen freien Augenblick“, wandte die Wittwe ein.

„Sei versichert ich werde unserer Familie keine Unehre machen“, erwiderte Natalie, nach ihrem Korbchen greifend. „Auf Wiedersehen, Mutter.“

Eben wollte sie aus dem Zimmer schreiten, als sie sich zurücksuchen hörte. Die Mutter breitete ihr die Arme entgegen u. rief mit von Thänen erstickter Stimme:

„Mein Kind, mein geliebtes Kind! Hätte ich Dich doch niemals von mir gelassen! Mir ist's als müßte ich mich selbst einer schweren Schuld anklagen, daß ich Dir erlaubte in jenes Haus zu ziehen. Ich weiß nicht, warum ich zuweilen von so unaussprechlicher Angst und Sorge um Dich erfaßt werde.“

„Die Einsamkeit hat Dich so schwer-müthig und nervös gemacht, aber Du quälst Dich ohne Grund“, sagte das Mädchen ausweichend. „Welche Gefahr sollte mir denn drohen? Sei nur guten Muthes! Vielleicht entschädigt uns die Zukunft für die Vergangenheit.“

Sie bereite sich aus den sie krampfhaft umschlingenden Armen der erregten Frau und eile fort, da sie noch vor Katharinas Rückkehr wieder zu Hause sein wollte. Mehr als je war sie besorgt, nicht die geringste Nachlässigkeit zu verschulden. Man sollte es eines Tages begreiflich und gerechtfertigt finden, daß Alfeld sie zur Universalerin eingesetzt hatte.

Schnell machte nun Natalie ihre kleinen Einkäufe und befand sich zehn Minuten vor acht Uhr in der B.straße. Der schmale Lichtstreifen, der früher über die drei Stufen lief, zeigte sich nun nicht mehr, da die nur wenig Del enthaltende Lampe bereits erloschen war. Als Natalie jedoch klingeln wollte, bemerkte sie, daß die Thüre etwas aufstand. Sollte sich der Zustand des Kranken verschlimmert haben? Holte Bernhard etwa Hilfe aus der Nachbarschaft und hatte er in seiner Angst vergiffen, wie gewöhnlich abzuschließen? Was mochte da vorgefallen sein? Hastig trat sie in den finstern Hausflur, eilte, mit der Räumllichkeit wohl vertraut, rasch vorwärts, und glitt plötzlich aus, so daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. (Fortsetzung folgt.)

Die Dorfsprinzessin.

Roman von B. W. Capri.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Glocken läuteten eben zum Gebet; es ruhten die fleißigen Hände. Plaudernd standen Bauern und Bäuerinnen vor den offenen Thüren ihrer Häuschen und Höfe, wobei sich die Geschlechter, wie gewöhnlich auf dem Dorfe, so ziemlich sonderten. Hier und da stand auch im Schatten eines reichbelaubten Obstbaumes oder hinter einem Zaune ein Liebespäarchen.

Unter den meist unbedeutenden Dorf-

häusern fiel jedem Fremden, welcher sich nach dem abseits der Verkehrsader liegenden Lindenbach verirrete, ein schöner, großer Bauernhof besonders ins Auge. Derselbe zeichnete sich sowohl durch seine breite Front wie durch die Ausdehnung des daran stoßenden Gartens und der zu dem Anwesen gehörigen, sich weit hin ausdehnenden, wohlgepflegten Felder von dem Eigenthum der andern recht vortheilhaft aus.

Der „Hof“, wie man im Dorfe schlechtweg das stattliche Gebäude nannte, war zweistöckig. Diesen zweiten Stock hatten die Leute dem „Hofbauern“ lange nicht verzeihen können; ja, manch' einer trug es ihm noch zur Stunde nach. Es gab doch noch andere reiche Bauern im Dorfe, die an dergleichen nicht gedacht hatten und ehrsam im einsiedeligen Hause geblieben waren. Was brauchte der Hofbauer für sich und sein einziges Kind ein zweites Stockwerk, dessen Zimmer doch meistens leer standen? Es sah grade so aus, als hätte der Bauer mit dem altherwürdigen Herkommen im Dorfe brechen wollen. — Der Hochmuth schaute zu jedem der spiegelblanken Fenster heraus.

Außer seinem stolzen Hause nahm man dem Hofbauer auch noch etwas anderes übel, und das war die Art und Weise, wie er sein Christl erzog.

Nun ja, die Christl trug allerdings auch die kleidsame Tracht der andern Bauernmädchen; das war aber alles nur Blendwerk; denn sah man genauer hin, so fand man, daß die Kleider vom feinsten Stoff waren. Blähte sich ja das seidene Rödtchen, das sie Sonntags zum Kirchgang trug, in seiner Pracht und Schwere förmlich auf, und das Garn zum Busentuch war nicht auf des Hofbauern Feld gewachsen; es war vom feinsten Binnen, das in der Stadt zu bekommen war.

Christl war schön, so schön wie keine andere weit und breit; doch daran war niemand anders schuld, als die freigebige Mutter Natur; sie war auch grazios; dies hatte sie zwar in der Stadt angenommen, wurde ihr aber von allen Burschen im Dorfe verziehen. Das Mädchen stand in der vollen Kraft und Frische der ersten Jugend. Die schwarzen, feurigen Augen, die vollen Lippen, der hohe Wuchs, die üppige Gestalt gaben ihr das Aussehen des Ungewöhnlichen; sie fesselte jeden Blick, der sich einmal in ihre strahlenden Augensterne versenkt hatte, und ließ die Herzen ihrer zahlreichen Bewunderer stürmisch in sehnsüchtigem Verlangen pochen, das sie durch ihr Benehmen zu steigern verstand, ohne daß ihr Herz im mindesten dabei im Spiele gewesen wäre. Die schöne Christl war in der That eine ländliche Kokette, unerfährlich in der Sucht, zu gefallen.

Diese Eigenhaft mußte bei der schlichten Umgebung, in der sie aufgewachsen war, ihrer ureigensten Natur entsprossen sein, und doch hatte manches mitgewirkt, sie zu dem zu machen, was sie geworden.

Ihr in allen geschäftlichen Angelegenheiten so kluger und in jeder Beziehung vernünftiger Vater hatte, nachdem seine

brave Lebensgefährtin wenige Wochen nach des Kindes Geburt gestorben war, sein ganzes Herz an sein einziges Kind gehängt; er hatte nicht mehr geheirathet, um seinem Herzblättchen keine Stiefmutter zu geben. Stundenlang hatte der allen andern gegenüber so rauhe Mann das kleine, muntere Ding auf den Armen herumgetragen und sich an seinen lebhaften Bewegungen, an seinem Lächeln und Lallen ergötzt.

Der Hofbauer war sonst kein Feind der Unterhaltungen im Wirthshaus und eines munteren Kartenspiels gewesen; aber als Wittwer war aus ihm ein gänzlich veränderter Mensch geworden. Er war von Zeit an zu Hause geblieben, hatte seinen Schoppen vom im eigenen Keller eingelegten Bier getrunken und sich von seiner kleinen Christl nicht weiter trennen mögen, als es die Arbeit in Haus und Feld unbedingt erforderte.

Als das Kind die ersten Schritte machte und die ersten Worte stammelte, da war's mit dem Hofbauer gar nicht mehr auszuhalten. Wo es immer anging, hatte er es auf den Armen, trug's in Wald und Feld herum, zeigte es aller Welt und forderte Freunde und Nachbarn auf, es zu bewundern, es anzustauen, wie schön und herzig es sei.

Bald tyrannisierte Christl den Vater, den ganzen Hof und versuchte es auch bei den andern, mit denen sie als Kind zusammenkam; sie wurde störrisch und böshast.

Das wollte nun aber der Hofbauer nicht einsehen. Kein Kind im Dorfe mochte mit dem Mädchen spielen; denn es wollte überall die erste sein und sich in kein von andern Kindern vorgeschlagenes Spiel fügen; sie war hochmüthig und eingebildet, that sich was zugute auf den Reichthum des Vaters und ihre schönen Kleider, daher sie alsbald spöttlich nur die „Dorfsprinzessin“ genannt wurde.

Nur eine Gespielin hielt bei ihr aus, weil sie nicht anders konnte — das arme Mädchen! Der Hofbauer hatte nämlich eine Waise, das Kind seiner verstorbenen Schwester, ins Haus aufgenommen.

So mild und böshast Christl war, so mild und sanft war die kleine Marie, die stets beiseite gehoben wurde; als sie doch nur das Gnadenbrod. Gar oft sah das Kind, wie überschvenglich ihr Oheim die Christl herzte und küßte; da küßte sie die Augen von Thränen überströmen. Neid und Bitterkeit, die sie bisher nicht gekannt, zogen in ihr Herz ein.

Jahre waren vergangen. Die beiden Kinder waren nebeneinander aufgewachsen; sie waren, was sie schon als Kinder zu werden versprochen hatten, geworden: Christl eine Schönheit, die jedermann aufstiel; Marie ein blasses, zartes Ding, das neben der schönen Base fast von niemandem beachtet wurde.

Und doch gab es manchen, der, wenn er Marie allein sah, fand, daß sie nicht ohne Anmuth sei. Die kleine, unansehnliche Gestalt, die niedere Stirn, die blaßbraune Hautfarbe, das alles machte Marie sicher-

lich nicht schön; aber aus den wunderbar tiefblauen Augen sprach so rührende Schwermuth und eine so milde Ergebung, die unwillkürlich für sie einnehmen mußten.

O ja, Marie hatte auch ihre Vorzüge, wenn Christl dies auch nicht gelten lassen wollte. Und sie war so gut! Niemand hatte sie ein böses Wort gegeben und fügte sich stets den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Umgebung. Wie ein Vöglein hüpfte sie flink und leicht durch Wald und Flur; thätig und arbeitsam huschte sie da- und dorthin, stets sich selbst vergessend, stets das Wohl anderer im Sinn und Liebe zu allen Menschen im reinen, kindlichen Herzen.

Wenn Christl sie nur nicht so schlecht behandelt hätte, sie, die doch ein so angenehmes Leben führte und die ihr am besten etwas davon hätte abgeben können!

Es konnte ja nicht fehlen, daß, als die Tochter des Hofbauern so schön und reizend emporkam, die ehemaligen Spielgefährten, welche die Zeit zu kräftigen, jungen Burschen gereift hatte, sich um sie drängten.

Und die Dorfsprinzessin war nicht grausam. Wo nur das Herz eines hübschen und reichen Burschen an ihrer Angel hing, da ließ sie es an Aufmunterung, an Blicken und halben Worten nicht fehlen; sie nahm von dem einen eine Blume, von dem andern ein Sträußchen an; sie gestattete diesem, sie zum Tanz und jenem, sie zur Kirche zu geleiten, so daß keiner recht wußte, woran, er eigentlich war. Sie alle hätten vor Eifersucht und gegenseitigem Neid bersten mögen. Wenn es dann hieß, auf der letzten Kirchweih sei eine große artige Kauferei wegen Hofbauers Christl entstanden, wobei es manches blaue Auge gegeben habe, da lachte das Mädchen wie toll und hatte ihre Herzensfreude daran.

Nicht minder aber lachte der Hofbauer still für sich darüber, daß sein Mädchel allen Burschen so die Köpfe verdrehe; es wäre ihm aber nicht im Traum eingefallen, sich einen der vielen Anbeter seines Tochterleins als Schwiegersohn zu denken. Auf wen er eigentlich wartete, das war allen ein Räthsel.

„Wahrscheinlich auf einen reichen Amerikaner!“ meinte der Gevatter Schneider beim Schoppen Wein.

„Oder vielleicht gar auf einen Fürsten für das Dorfsprinzchen,“ sprach kichernd ein neidisches Dirndl.

So viel war gewiß, daß schon mancher, der gar nicht zu verachten war, bei dem Hofbauern um seine Tochter in allen Ehren angehalten hatte. Darunter war des Müllers Andreas, ein prächtiger Bursche, dessen Vater, wenn auch nicht eben so reich, wie der Hofbauer, doch sein Schäfflein wohl im Trocknen hatte; denn der Alois vom Bergelbauer drüben auf der Anhöhe, dessen Vater ein so schönes Anwesen besaß.

Und trotz der Stichelreden, welchen sich die Abgewiesenen ausgesetzt, rückten immer neue ins Feld.

Da näherte sich eines Tages Anton Wildner, der Sohn des Verwalters des

eine halbe Stunde weit vom Dorfe gelegenen herrschaftlichen Gutes, dem schönen Mädchen. Derselbe hatte merkwürdigerweise von ihr bis jetzt gar keine Notiz genommen; es dauerte aber nicht lange, und er war gefangen gleich den andern.

Der Verwalter galt für noch reicher als der Hofbauer, und wenn der hochmüthige Mann keinen Bauer, wie er selbst es war, sondern einen feinerzogenen Menschen für seine Tochter zum Manne wollte, so bot ihm auch in dieser Beziehung Anton alles, was er nur wünschen konnte. Der hübsche, kräftige Bursche war weit feiner erzogen worden, als die Landleute im allgemeinen; sein Vater hatte ihn in die Stadt studieren geschickt. Der junge Wildner kannte die Landwirtschaft aus dem Grunde; er war thätig und fleißig, besaß ein gut Theil des glücklichen Spekulationsgeistes seines Vaters und war zudem dessen einziger Sohn und Erbe.

Eigentlich wollte der Verwalter für seinen Anton höher hinaus, und er hatte sich lange bitten lassen, ehe er in die Brautwerbung willigte; da sein Junge aber bis über die Ohren in das Mädchel verliebt war, so hatte er nachgegeben.

Anton hatte in der Ueberraschung einen Freudenprung an des Vaters Hals gethan, der den würdigen Mann bei nahe seines Gleichgewichts beraubt hätte, und schon am nächsten Morgen suchte er den Hof auf. Als er das zweistöckige Haus betrat, war der Herr desselben soeben mit Tochter und Nichte aus der Kirche heimgekehrt.

Anton war bisher voll Hoffnung und Freudigkeit gewesen. Als er jetzt das lächelnde Mädchen in all' seiner blühenden Schönheit vor sich stehen sah, dachte er an die Körbe, die sie schon ausgeheilt, und es wurde ihm ängstlich zu Muth. Bevor er mit seiner Werbung herausrückte, suchte er in den Augen der kleinen Heye zulesen, ob sie etwa auch mit seinem Herzen gespielt und für ihn eine ähnliche Ueberraschung wie für die andern in Bereitschaft hatte.

Christl schlug die Augen zu Boden und blickte ernst und züchtig vor sich nieder. Ihre Stellung war, als sie vor ihm stand, die kleinen Hände über der jungfräulichen Brust gekreuzt und die blühenden Wangen von den Wellen des goldblonden Haares umrahmt, so bescheiden und lieblich, so ganz das Gegenheil von dem, was sie sonst war, daß Anton wählte, nur die Liebe könne eine solche Veränderung in dem Mädchen hervorgebracht haben.

Furchtsam und bescheiden, stammelnd und tief bewegt brachte er seine Werbung vor, welche sowohl dem Hofbauer wie seiner Tochter nicht unerwartet kommen konnte. Mit schlichten Worten bot er Christl seine Hand und sein ihr ergebenes Herz an. Sein blaues Auge blickte so tief und fest in das ihre, und in seinem ganzen Wesen lag so sehr der Ausdruck der Aufrichtigkeit, und ungeschminkten Wahrheit, daß man wohl bis auf den Grund dieser ehrlichen Seele zu sehen vermochte.

Marie, die in der Nebenstube lauschend an der halb offenen Thüre stand, trat in Thränen in die Augen; ein dunkles Gefühl, über welches sie sich keine Rechenschaft geben konnte, ließ ihr Herz in der ängstlichsten Erwartung pochen.

Der Hofbauer ergriff zuerst das Wort: „Mir wär's schon recht, Wildner!“ sagte er in seiner etwas rauhen Art, „und ich meinerseits hätt' ja nichts dagegen; aber da hat mein Mädchel den letzten Ausspruch; ich will es nimmer zwingen. Was Ihr aber da von einer guten Versorgung für die Christl sagt — nichts für ungut, Anton, aber dazu muß ich wirklich lachen; daß ich meinem Kind, Gott sei's gedankt, genug mitgeben kann und meine Christl keinen Mann um's Geld zu nehmen braucht, weiß das ganze Dorf. Das Geld ist eine schöne Sach', aber wir haben genug davon: gelt, mein Dirndl? Na, so werden wir halt sehen. Redet mit ihr! Es waren schon manche da, die wunder gemeint haben, wie sicher sie sind, und — 's ist nichts d'raus geworden. Sagt sie „Ja“, sag' ich nit „Nein“. Punktum!“

Damit verließ der Bauer die Stube.

„Und jetzt, Christl!“ sagte Anton, mit beiden Händen die ihren fassend, „jetzt sag' mir einmal frank und frei, was Du und wie Du denkst. Schau, jetzt mußt Du einmal Farbe bekennen, sei's wie's sei! Hast Du mich so lieb, daß Du's mit mir versuchen willst für's Leben?“

Christl stand da mit abgewendeten Blicken und glühenden Wangen. Ganz andere Gedanken, als der Freier wohl vermuthete, kreuzten sich in ihrem Gehirn. Sie hatte sich seit langer Zeit auf diesen Augenblick gefreut, nicht weil die Sehnsucht der Liebe sie in seliger Erwartung dieser Werbung hätte entgegen sehen lassen, nein, weil der junge Wildner, der schmuckste und reichste Bursche der ganzen Umgegend, sich lange Zeit garnicht um sie gekümmert und weil es den Anschein hatte, als gefiele ihm die sanfte, freundliche Marie weit besser. Er hatte stets sehr gern und oft mit Marie gesprochen und sie der schöneren Base unleugbar vorgezogen. Das war etwas, das Christl ihm nicht verzeihen konnte, und ihr Goll war nicht frei von Rachegeanken. Da stand er nun vor ihr mit geheimem Bosen, das Urtheil über Glück oder Unglück aus ihrem Munde erwartend.

Obgleich diese Gedanken das Hirn des schönen Mädchens blitzschnell durchschossen hatten, so waren doch bereits einige Minuten darüber verstrichen die dem liebenden Freier endlos erschienen, und sie antwortete noch immer nicht. „Christl!“ flüsterte er der Schweigenden zu, „warum sprichst Du nicht? Es ist ja unmöglich, daß ich mich so arg getäuscht und umsonst gehofft habe! Schau, Dirndl, ich möchte ja mein Leben für Dich geben, und Du — Du sollst, Du mußt mich lieb haben, Christl!“

„Du mußt!“ Dieses Wort klang zu unangenehm in des eillen Mädchens Ohr. „Der eitle Narr!“ dachte sie; „ich müßt' ihn lieben! Ich hätt' bei meiner Seele

große Lust — aber nein — er hat mir fast gedroht — sein stolzer Sinn ist noch lang' nicht genug gedemüthigt. — Warte nur! Dieser soll Dir der Muth noch sinken als je einem meiner thörichten Bewerber!“ Ihre schwarzen Augen dem erwartungsvollen Freier zuwendend, flüsterte sie mit gut gespielter, jungfräulicher Schüchternheit: „Anton! Wenn Du glaubst, mit mir glücklich sein zu können, — da hast Du meine Hand“

Und ehe sie sich versah, zog sie der übergelächelten Bursche ans Herz und ein Kuß brannte auf ihren Lippen, so heiß, daß derselbe fast ihr eisiges Herz durchglühte.

Eine halbe Stunde später verließ Anton das Haus des Hofbauern, ein überglücklicher Mensch. Wie kam ihm die Welt jetzt so ganz anders vor, als eben noch eine Stunde vorher! Wie gern hätte er jedem ihm Begegnenden jubelnd zugerufen: „In vier Wochen ist Hochzeit!“

In des Hofbauern Hause gab es ein Augenpaar, das weinte, und diejenige, welche die Thränen vergoß, war die gute, sanfte Marie; sie wußte nicht recht, ob sie aus Freude oder aus Schmerz weine; sie sprach nur leise vor sich hin: „O Gott — laß ihn nur recht glücklich werden!“
(Fortsetzung folgt.)

Die Hygiene in der Heizung und Lüftung von Wohnräumen.

Von A. S. Bruun.

(Nachdruck verboten.)
(Schluß.)

Die Thonösen, aus den bekannten weiß- oder braunglasirten Kacheln zusammengebaut, benutzen wir meistens für die Zimmerheizung. Thon leitet, wie gesagt, die Wärme nur sehr langsam; daher dauert es auch einige Zeit, bis er sich erwärmt. Von da ab geht ein sehr langsamer Wärmeaustausch mit der Zimmerluft vor sich, solange nur noch ein Funken Feuers im Ofen ist. Ja, die glühenden Aschentheile liefern in der Erwärmung einen nicht unbedeutenden Nachschub.

Wie es indessen mit der Beschaffenheit der Luft in derartig erwärmten Räumen steht, ist leicht zu übersehen.

Will man sehr hausälterisch mit den Brennmaterialien umgehen, so muß man auch Thüren und Fenster geschlossen halten; denn je mehr kalte Luft in's Zimmer strömt, desto mehr Wärme wird im Ofen verzehrt und ausgetauscht. Und so kommt es denn nicht selten vor, daß in manchen Wohnräumen überhaupt tagelang die Fenster nicht geöffnet werden und der Bewohnende einer gesunden Lebensluft vollständig verlustig geht.

Der Lage der Dinge nach ist das auch ganz natürlich, denn die Brennmaterialien sind recht theuer. Aber wo hat jemand vielleicht schon gesehen, daß ein Einzelner sich mit bedeutenden ökonomischen Vortheilen z. B. Gaslicht zum Selbstgebrauch bereitet hat? Den Bestrebungen nach zu urtheilen,

werden wir auch später fragen können, ja wie ist nur jemand im Stande gewesen, sein Zimmer mittelst einer eigenen Heizanlage zu heizen.

Kurz, die Zentralisation der Heizanlagen wird das für sich haben, was wir bei unsern kleinen Heizanstalten, bei unseren Öfen gänzlich entbehren müssen. Nicht nur das, sie wird geradezu nothwendig werden, wenn wir mit dem Vorrathe unserer Heizmaterialien werden sehr sparsam umgehen müssen.

Man hat vielfach die Frage erörtert, wie lange denn noch der Kohlenvorrath, den unsere Erde im Schooße birgt, für Erwärmungszwecke hinreichend sein wird; denn wir wissen, daß täglich unsere Dampf-motore schon allein unglaubliche Quantitäten der schwarzen Kohlen verzehren. Nun, wir werden zwar die Zeiten nicht erleben, wo jener Vorrath erschöpft sein wird. Warum sollen wir aber dessen entbehren, was unsere Nachkommen gezwungen werden thun müssen und gerne thun werden. Die Zentralisation der Heizungsanlagen entspricht nicht nur jeglichen gesunden Anforderungen, sie hat ebenso eine bedeutende Geldersparniß zur Folge.

Unter Zentralheizung versteht man eine Anlage, welche ganze Gebäude oder gar einen Komplex von Gebäuden mit Wärme versorgt. Dabei kann der Träger der Wärme verschiedenartig sein: Wasser, Dampf oder Luft. Von allen Methoden ist bis jetzt die Luftheizung die rationellste und billigste und hat bisher in öffentlichen Bauten: Kirchen, Theatern, Kgl. Gebäuden, Hospitälern u. bereits größere Verbreitung gefunden. Hinsichtlich der dabei stattfindenden fortwährenden Zuführung von warmer, reiner Luft hat sie einen bedeutenden hygienischen Werth.

Die Einrichtung wird gewöhnlich so getroffen, daß von einem im untersten Geschos des betreffenden Hauses befindlichen mächtigen eisernen Ofen Röhrensysteme nach den einzelnen Räumen geführt werden. Es wird dem Ofen beständig frische Luft zugeführt; dort erwärmt sie sich und steigt spezifisch leichter in die Röhren, von wo sie an geeigneter Stelle ausströmt.

Ein zweites System von Röhren gestellt sich hinzu, um die schlechte Luft in dem Maße abzuführen als gesunde und frische hineingeströmt ist.

Wasser ist ein nicht minder geeigneter Träger der Wärme. Das Wasser befindet sich, falls es zu Heizungszwecken verwandt wird, in einem System von Röhren beständig in Zirkulation. Da die Temperatur des Wassers nur auf hundert Grade der hunderttheiligen Skala des Thermometers gebracht werden kann, ohne daß es zu Dampf wird, so ist die ausgestrahlte Wärmemenge immer die nämliche und die Heizung eine durchaus gleichmäßige.

Dampf, noch geeigneter als Wasser, hat den Uebelstand, daß er eine direkte Ventilation unmöglich macht. Um eine Lüftung herzustellen, bedarf es in diesem Falle einer besonderen, von ersteren unabhängigen Anlage, hauptsächlich da, wo die

Reinheit der Luft von bedeutender Wichtigkeit ist.

So sehen wir, daß die ausschließliche Einführung der Zentralheizung als das wirklich werthvollste hygienische Hilfsmittel keineswegs unmöglich ist, wenigstens nicht in größeren Städten. Hoffen wir nur, daß die Möglichkeit auch zur Wirklichkeit werde!

Das Heiligthum des Islam.

Von Fritz Gerhard.

(Nachdruck verboten.)

Jährlich, ungefähr um die jetzige Zeit, pilgern die Mohammedaner in großen Scharen nach Mekka, um an der Kaaba, dem Mittelpunkt des islamitischen Glaubens, ihre Gebete zu verrichten. Es ist Vorschrift des Korans, daß alle Anhänger des Mohammed sich beim Beten mit dem Antlitz nach dem Orte der Kaaba, nach Mekka, zu richten haben. Mekka ist die Geburtsstadt des großen Propheten, die jetzt breite, aber ungepflasterte, staubige Straßen hat und die sich wie der Islam überhaupt, im Verfall befindet, denn Mekka hat jetzt nur 50 000 Einwohner, während es früher deren mehr als 100 000 besaß. Im Mittelpunkte der Stadt liegt die Hauptmoschee, auch „El-Horan“ genannt, d. h. die Unverletzliche, weil ihr weder Christen noch Juden nahen dürfen. Der Hofraum dieses Tempels, der von sieben schlanken Thürmen (Minarets) umgeben ist und zu welchem 7 Thore führen, ist 230 Meter lang und 160 Meter breit. Er wird von allen Seiten durch die von 484 Säulen getragenen Kolonnaden eingeschlossen.

In der Mitte dieses weiten Raumes erhebt sich die Kaaba, d. h. Würfel, ein viereckiges 11 Meter hohes und 8 Meter breites Gebäude. Diese alte Götzburg ist, um ihren Eindruck zu erhöhen, durch Teppiche den Blicken der Pilger verhüllt. Nach der Sage der Islamiten hat Adam an dieser Stelle den ersten Tempel gegründet. Jedenfalls ist hier seit undenklichen Zeiten Götzdienst getrieben worden, denn „noch vor der Erschaffung des Sirius war Mekka schon eine Stätte des Heils“ berichtet ein altes Gedicht des Ibn Ischal. Die Sündfluth riß jedoch den Tempel weg. Da kam die von Abraham vertriebene Hagar mit ihrem Sohne Ismael in das heiße, trockene Thal, und es sprang plötzlich unter des Knaben Ferse ein Quell hervor, der die fast Verschlachteten labte. Dieser Quell ist der jetzige heilige Brunnen Zemzem, über den die Gebetskanzeln sich erhebt; sein Wasser ist warm und hat einen salzigen, bitteren Geschmack; man kann es nur gegen hohe Bezahlung an die angestellten Wächter erlangen.

Die Kaaba selbst ist nach der Sage der Islamiten von Abraham erbaut worden. Als das Gebäude so hoch geworden war, daß er nicht mehr hinauf reichen konnte, schob ihm Ismael einen Stein unter, auf welchem man noch heute die Fußspur des Ervaters sehen kann. Dieselbe hat die ungeheure Ausdehnung von 2 Meter in der

Länge und 1 Meter in der Breite. Dieses wichtige Heiligthum befindet sich in einer großen Holzlade, die mit Teppichen bedeckt ist, darüber wölbt sich ein von Marmorsäulen getragenes Dach. Der Anblick dieses Steins ist den Pilgern nur gegen hohes Entgelt gestattet.

Außerdem befindet sich der sogenannte „schwarze Stein“, das größte Heiligthum des Islam, in der Kaaba. Er ist an der Südostecke des Vierecks angebracht und stammt noch aus der ältesten Heidenzeit; wahrscheinlich ist es ein großer Meteorstein, der infolge seines Herabfallens vom Himmel den abergläubischen Ureinwohnern als heilig galt und zum Opfern benutzt wurde. Nach der islamitischen Sage hat der Erzengel Gabriel den Stein dem Abraham gebracht, als er mit dem Bau der Kaaba fertig war und nun eines Merkzeichens bedurfte, von dem aus der Umgang um das Gebäude stattfinden sollte; jedenfalls soll er ihn als Sitz in seinem Zelte benutzt haben. Mohammed hat diesen Stein zum Mittelpunkt des Islam gemacht, indem er seinen Anhängern vorschreibt, wenigstens einmal im Leben nach Mekka zu pilgern und ihn zu küssen.

Mekka ist zu wiederholten Malen von Feinden des Islam erobert worden; dabei hat man den uralten Stein, vielleicht im Zorn darüber, daß man ihn statt der erhofften Schätze in der sonst leeren Kaaba fand, in Stücke zerschlagen. Die Trümmer sind dann von einem vergoldeten starken Silberband umgeben worden, um das gänzliche Verlorengehen der einzelnen Theile zu verhüten.

Millionen und aber Millionen haben diesen „schwarzen Stein“ im Laufe der Jahrtausende mit ihren Händen und Lippen berührt, so daß er, der ursprünglich ein weißer Hyacinth gewesen sein soll, allmählich ganz schwarz geworden ist, angeblich durch die schweren Sünden der Menschen.

Eine dicke Fettkruste hat sich im Laufe der Zeit an dem Stein gebildet, und diese ist vermuthlich die Ursache von vielen ansteckenden Krankheiten, die schließlich auch uns heimsuchen.

Viele Tausende von Mohammedanern ziehen alljährlich regelmäßig um die jezige Zeit aus allen Theilen der islamitischen Welt, die sich von Indien bis in die Mitte des europäischen Rußland erstreckt, nach Mekka und küssen diesen Stein. Sie lehren nach ihrer Heimath zurück, den Keim ansteckender Krankheit mit sich führend, die

sie nun auf ihre Nebenmenschen übertragen. Fast in jedem Jahre zu Ende des Sommers brechen in Europa Seuchen aus, eine Erscheinung, die durch die Hitze nicht zu erklären ist, denn in Amerika ist es nicht minder heiß, ohne daß Epidemien eintreten. Man nimmt daher und nicht mit Unrecht an, daß die im Mai und Juni zurückkehrenden Pilger die Krankheiten aus Mekka mitbringen und dann weiter verbreiten.

Es ist deshalb in jeder Beziehung ein Segen für die Menschheit, daß der Islam in rapidem Verfall begriffen ist. Zwar schätzt man die Anhänger desselben noch immer auf 200 Mill. aber es findet keine weitere Verbreitung unter den Helden statt, dagegen gewinnt das Christenthum, welches schon jetzt den ganzen Erdball umspannt und ungefähr 500 Millionen Anhänger hat, auch bei den Mohammedanern immer mehr Eingang und Verbreitung.

Gemeinnütziges.

Spiegel zu putzen, daß sie den höchsten Glanz erreichen. Man putze mit feinsten Druckmakulatur den Spiegel, nachdem man ihn vorher mit Kornbranntwein und einem leinenen Tuche abgewaschen hat. Um dem Glase den höchsten Glanz zu geben, nehme man ein scharfes Messer, schabe ganz fein von einer Gänsefeder ab, lege das Geschabte auf ein Stückchen Handschuhleder und reibe den Spiegel damit, es nimmt alle Staub- und Schmutztheile vom Glase ab, wenn sie auch noch so fein sind. Durch Anhauchen mit dem Munde wirkt dieses Abreiben noch mehr.

Alte Badeschwämme zu verwerthen. Reste von alten Badeschwämmen werden meist als unbrauchbar von den Hausfrauen wegwerfen. Es seien deshalb diese hier auf einen Hinweis aufmerksam gemacht, die scheinbar völlig werthlosen Reste noch gut im Haushalt nutzbar zu machen. Hat man eine hübsche Anzahl von Schwammstücken gesammelt, so strickt man mit recht dicken Nadeln von grober weißer Baumwolle ein Säckchen, füllt die Reste in dasselbe hinein, näht es oben zu und befestigt einen bequem zu handhabenden Aufhänger daran. Auf diese Weise hat sich die sparame Hausfrau mit kaum nennenswerthen Kosten einen sehr dauerhaften Schwamm zum Fensterputzen geschaffen.

Humoristisches.

Er weiß Hilfe. Fräulein: „Herr Doktor! Ich bin reich, aber mein Herz fühlt sich unglücklich; wissen Sie mir keinen Rath?“ — Doktor: „Einen Rath nicht aber einen befreundeten Affessor!“

Mütterlicher Rath. „Gegen Deinen Gatten muß Du in jeder Hinsicht aufrichtig und offen sein, liebes Kind. Natürlich giebt es aber auch Dinge, die ihn gar nichts angehen!“

Auf See. Tante (im äußersten Stadium der Seekrankheit zu der sie begleitenden Nichte): „Ella . . . Kind, ich sterbe!“ — Nichte (Bacffisch) in verzweiflungsvoller Hilfslosigkeit: „Ach, Tantechen . . . so warte doch nur noch bis Hamburg!“

Aus der Schule. Lehrer: „Wie Sie wissen, Schmidt, entsprang Pallas Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus. Wie deuten Sie diesen Vorgang?“ — Schmidt: „Er wollte sich eben das Wädel aus dem Kopf schlagen!“

Das Mutterherz.

Ich weiß wohl eine liebe Stelle,
Weiß einen stillen, trauten Ort,
Wogt noch so wild des Lebens Welle,
Still, tief geborgen ruh' ich dort.

Ob mir ein hart Geschick entwunden
Des Lebens Glück, des Herzens Ruh,
Dort heißet Liebe mich gesunden
Und flüstert sanft: mein Glück bist Du!

O, Mutterherz, Du heil'ge Stelle,
Du alles Lebens tiefster Grund,
Der reinsten Liebe reinste Quelle,
Gesegnet sei zu jeder Stund!

Ward Noth und Leid Dir auch beschieden
Und Muth und Friede Dir entrafft,
Klingst Du um Deines Kindes Frieden,
So bist Du reich und voller Kraft

Sinnsprüche.

Der Eroberer.

„Warum ist Amor, der blinde, solch' mächtiger Herzenseroberer?“ — „Weil man's für nöthig nicht hält, daß man sich schütze vor ihm.“ A. S.

Kritik.

Willst Du üben Kritik, versende nicht giftige Pfeile. Nur zu leicht prallen sie ab und Du verwundest Dich selbst. A. S.

Räthsel.

Will sehen wer mich kennt;
Ich bin ein schönes Instrument,
Dem Engel und dem Drachen
Muß mich der Künstler machen.
Auch hat mich an der Nase,
Der Bettler und die Base;
Und hebt sich Deine Lunge,
Ich thu's mit einem Schwunge.
Mich hat der Reiter um die Brems'
Und dazu noch ein großer Troß:
Die Windmühl' und das Königsschloß,
Das Kriegsheer und der Ueberroß,
Mich hat der Jugend leichtes Kleid,
Und endlich hat mich auch die Zeit.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

m	a	r	i	a		
a	m	r	u	m		
r	i	e	s	a		
t	e	g	e	l		
h	a	i	t	i		
a	l	i	n	e		
					Maria	
					Martha	Gräfin
						Aline

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N.,
Dranienburgerstraße 66 erteilt über
Geschäfts- Familien- u. Privatver-
hältnisse aus jedem Ort gewissenhafte
Auskunft in diskretester Weise. Forder-
ungen werden kostenlos eingezogen. Bei
Anfragen Retourmarke beifügen.

Das einzige wissenschaftliche
u. erprobte Mittel, welches die
in kürzester Zeit, oft schon nach einigen Stunden beseitigt, weil das darin enthaltene
Chinin die Entzündung der Schleimhäute und damit den Katarrh selbst hebt, sind

Apotheker W. Voss'sche

Katarrhpillen

Sie haben in den Apotheken à Schachtel 1 Mk.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich Inserate 15 Pfennig die Zeile.

Süddeutsche Thier- u. Bienen-Börse

Verbreitetste Organ für Geflügel,
Fachzeitung Süd-Deutschlands, Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
Wart. Postamtsschloß Nr. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Redaktions-Veranstaltung Nr. 6184